

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Karl Josenhans, stud. theol., Tübingen [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Karl Josenhans, stud. theol., Lübingen,
geb. 4. Oktober 1892 in Leonberg,
gef. 29. Januar 1915 in den Argonnen.

Schloß Hindenburg, 9. November 1914.

Wir kamen in die neuerstürmte Stellung, und da lagen vor und hinter dem Graben noch einige Tote. Ich selbst habe zwei Franzosen und drei Deutsche beerdigen lassen, und die Brieffschaften abgenommen. Da findet man die Briefe von zu Hause; einem katholischen Landwehrmann schrieb seine Mutter alle möglichen Gebete, die besonders wirksam seien, sie hofft bestimmt auf das Wiedersehen. Und dann viele französische Briefe. Da heißt es in dem Brief einer Frau am Schluß immer wieder: „Petit-Petit est toujours bien sage.“ Einem anderen schrieb seine Schwester, daß sie ihm 2 Pfund Schokolade schicke. Außerdem will sie ihm Handschuhe schicken, die den Nebel nicht so anziehen, auch noch eine Kapuze gegen den Regen. Alles, wie bei uns, und wenn man das liest, vergeht einem der letzte Funke von Haß gegen die Franzosen, falls ein solcher überhaupt noch da sein sollte.

. . . Ein Mordinstrument, das wir voranshaben, sind die großen Minenwerfer. Da werden große Granaten etwa 400 Meter weit in die Luft geschleudert und fallen dann fast senkrecht nieder. Ich habe dieses Mal ihre Wirkung genau betrachten können. Aste und Erde wurden haushoch in die Luft geschleudert, und, obwohl die Minen 80 Meter vor uns niederfielen, zitterte bei uns der Boden. Während dieser Explosion habe ich mittelst eines Wallspiegels in den Laufgraben der Franzosen hineingesehen und beobachtet, wie die geängstigten Leute im Laufschrift nach hinten durchgingen. Aber es stand offenbar hinten jemand mit der Pistole, denn der eine wie der andere kroch wieder vor. Menschenjagd ist dieser Krieg, und das gehört zum Gemeinsten. Da kann man froh sein, daß wir nicht schuld sind an diesem Kriege; denn auch so erfaßt einen hie und da der Ekel, aber das muß ich sagen: der Anblick der Toten selbst mit den schrecklichsten Wunden hat mir gar nichts ausgemacht. Es wird einem beim Anblick dieser traurigen Reste klar, wie wenig dieser Erdenkörper mit der unsterblichen Seele zu tun hat, und hier draußen hält man sich auch viel weniger auf mit dem Leib als im Frieden der Heimat.

. . . Ich sah eben die Posten nach, die alle hinter Stahlschilden standen. Kaum war ich an dem einen vorbeigegangen, als er lautlos zu Boden stürzte. Es war stockdunkle Nacht, um so schauriger war es, das Leben in einem starken

Strom hinwegrauschen zu hören. Da ich nicht wußte, ob noch etwas zu heilen war, mußte ich zuerst Licht machen, und da sah ich mit einem Blick, daß es aus war. Er hatte seinen Kopf etwas über seinen Stahlschild erhoben, wo noch ein Sandsack aufgebaut war. Durch diesen Sandsack drang in dem einen Moment ein Geschöß, stellte sich quer und traf den Mann in die Stirn. Die französischen Geschosse sind ja um einiges länger als unsere, und ein sogenannter Querschläger reißt grausige Wunden.

Von körperlichen Strapazen ist bei mir nicht die Rede, ich habe meine Teppiche bei Nacht, immer genug zu essen und zu trinken; das Pfeifen und Einschlagen der Kugeln in die Wälle macht einem nichts mehr aus. Aber die Verantwortung ist es, die einen angreift. Sie läßt einem nachts keine Ruhe, man sieht immer wieder nach seinen Posten, damit ja alles aufpaßt. Und dieses geht einem dann auch in der Zeit der Ablösung nach, so daß man nachts immer von Posten und Schützengraben träumt. In der zweiten Nacht nach der Ablösung wird es besser, so daß man dann sogar wieder Friedensbilder träumt. Wie Hohn klingt mir jener Satz, den ein Stadtpfarrer einem Kameraden (Lehrer) schrieb: „Ein baldiges Ende des Krieges dürfen wir nicht wünschen, weil es nicht möglich ist.“ Ich möchte den Mann nur einmal einen Blick tun lassen zu uns heraus. Und auch viele Feldpostbriefe werden dem Ernst nicht gerecht; die meisten der schönen Briefe sind von Leuten geschrieben, die sich einige Kilometer hinter der Front herumbewegen. Also bitten wir getrost um ein baldiges Ende.

Schloß Hindenburg, 21. November 1914.

... In den letzten zwei Nächten der Ablösung war ich immer noch im Schützengraben mit meinen Träumen, aber hoffentlich wird es die nächste Nacht ein ruhiges Bild sein. Es ist gut, daß der Mensch auch vergessen kann, und daß vieles in der Erinnerung verblaßt, sonst müßte man unter dem bald zusammenbrechen. Ihr begreift, daß einem der Horizont da sehr klein wird, an die allgemeine Lage sonst kann man nicht denken, und man ist geneigt, seine eigene Lage auf das übrige zu übertragen. Mein einziges Gebet war in den letzten Tagen: „Herr, es ist genug!“ Und gerne hätte ich mit Elias weitergesprochen. Aber wir müssen auf unserem Posten bleiben, das bleibt uns bei allem Schweren fest in der Seele. Eben spielte die Musik draußen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ Soweit sind wir zwar noch nicht, aber an dem Glauben, daß es Gott trotz allem zum guten Ende führt, werden wir nicht irre, sonst wären wir heute besser tot als morgen . . .

12. Januar 1915.

Am 31. Dezember hatte unsere Kompagnie das Aufräumungskommando. Eine Unmenge Sachen wurden zusammengetragen. Außerdem hieß es, die Toten begraben. Die Franzosen haben in ihren Gräben 30 Zentimeter Wasser gehabt. Hier die Toten herausziehen, die Erkennungsmarke abnehmen: es graust einem vor gar nichts mehr. — Die Franzosen haben fast durchweg Medaillons umgehängt, vorzugsweise mit der Inschrift: „la vierge immaculée“. Photographien fanden wir auch und Notizbücher mit Couplets darin. Ich könnte beinahe garantieren, daß man bei keinem unserer Soldaten derartiges finden würde. Ein Allgemeinurteil will ich damit nicht fällen über die Franzosen, denn in ihren Briefen heißt es immer wieder: „Dieu te protégera“. Aber das habe ich noch nie gelesen, was ich bei manchem deutschen Toten gelesen habe: „Wenn es Gottes Wille ist.“

. . . Unser Kompagnieführer ist der einzige Offizier, der drei Auszeichnungen hat. An Zähigkeit und Ausdauer nimmt er es mit jedem Engländer auf, das bin ich sicher, denn trotz vieler körperlicher Beschwerden ist er immer der erste auf dem Platz und hat seit dem 4. September noch keinen Tag gefehlt. Im übrigen ist er mir ein großes Problem. Das Wort: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht“ wird mir an ihm so deutlich illustriert wie noch nie. Er ist der Ansicht, daß das Christentum für die Schwachen ist, die sich ohne dieses nicht zur Verachtung der Todesfurcht, zur treuen Pflichterfüllung aufschwingen können. Und beides besitzt er in hohem Maße. Dabei ein Mann von tiefem Gemüt, dem jeder Verlust in der Kompagnie sehr zu Herzen geht. Nicht das Geringsste von Menschenfurcht an ihm; was er für recht hält, wird gemacht, und wenn alle anderer Meinung sind. Ich kenne Nietzsche ja nicht genau, aber meiner Ansicht nach muß er so etwa gewesen sein. Eines Urteils enthalte ich mich, aber gerade neben ihm wird es mir deutlich, daß ich zu den Schwachen gehöre, und wenn es mir gegenwärtig bei dem Kriegshandwerk viel leichter und froher zu Mut ist, als früher, so kommt das nur daher, daß mir die Gewißheit geschenkt worden ist, daß weder Tod noch etwas anderes uns scheiden kann von der Liebe Gottes.

Leztlich habe ich gelesen, im Kriege werde man vor die Entscheidung gestellt: entweder vollständige Apathie oder lebendiger Glaube. Das möchte ich unterschreiben, aber mein Kompagnieführer ist doch eine Ausnahme.